

Gewonnen mit Glitter und Kiss

Erster Preis in Berlin: Komponist Marc David Ferrum hat beim Mendelssohn-Wettbewerb überzeugt

Mandeln brennen, Zuckerdondant zu Orchideen formen und dazu BigFM anschalten. So kann Marc David Ferrum abschalten. „Drei Minuten mit vier Akkorden, das macht Stimmung. Leichte Nahrung“, sagt der Gewinner des Felix-Mendelssohn-Bartholdy-Hochschulwettbewerbs im Fach Komposition, dem wichtigsten deutschen Preis für sein Fach. Marc David Ferrum ist pragmatisch. Ehrlich, geerdet. Hauptmieter in seiner Wohngemeinschaft in Karlsruhe. Bäckert gern Torten. Groß, schlank, braune Augen, charmantes Lächeln, Baseballmütze – verkehrtrun. Weil seine Haare zum Friseur müssen, erklärt er. Die Küche ist neu eingerichtet, mit Ikea-Möbeln, aber sehr stilvoll. Mit derselben geschmackssicheren Klarheit wie sein Zimmer. Weder möchtegern-philosophisches Geschwätz über zeitgenössische Musik mag der junge Mann aus einem 7000-Seelen-Dorf bei Nürtingen, noch die Unsicherheit, die ihm nach eigenen Befürchtungen gewiss wäre, wenn er das bleibt, was er gerade ist: Komponist.

„22 Jahre alt, Komponist, Künstler oder einfach nur einer dieser ominösen ‚Kreativen‘“ beschreibt Ferrum auf seiner Website, was seinesgleichen im Sinne der Karriereleiter vielleicht eher unter den Teppich kehren würde: ein breites Interesse. Wenn Ferrum sich dann aber über die Partitur beugt, mit deren Aufführung er die Jury in Berlin überzeugte und mit Lippen, Mundhöhle, Rachen, Hals, Nase und Stimmbändern die beiden ersten Seiten „vorsingt“, traut man seinen Ohren kaum. Marc David Ferrum entführt am Küchentisch seiner WG ganz nebenbei in einen schier unendlichen Klangkosmos, um den ihn so manch professioneller Sänger beneiden würde. BigFM? Plötzlich undenkbar!

Besonders ernst hatten die Eltern seinen Drang zur Musik zunächst nicht genommen, was ihn nicht wundert: „Ich war ein Kind, das alle fünf Minuten was anderes machen wollte.“ Den Weg von der Blockflöte über die Klarinette im



GIBT JEDEM KLANG SEINE ZEIT: Marc David Ferrum studiert in Karlsruhe Komposition bei Markus Hechtle und Wolfgang Rihm. Mit seinen Klängen und Szenen zum Gedicht „Jabberwocky“ überzeugte er in Berlin. Foto: Fink

Musikverein bis hin zur großen Liebe, dem Fagott, ging Ferrum mit aller Neugier allein. Erst als er zu Huse einen fein ausgearbeiteten Finanzplan aus den Einnahmen beim Bäcker und Zeitungstragen und den Kosten des Instrumentalunterrichts auf den Tisch legte, fand er offene Ohren für die Unterstützung der Eltern auf seinem Weg zum Abitur im Leistungsfach Musik.

Die Musikschule Nürtingen hatte Ferrum die Tür zur Neuen Musik geöffnet. Und er entdeckte: Fehler bei der Bewegung etwa der Klappen eines Fagotts werden zu Multiphonic-Klängen, von denen es viele gibt. Ferrum notierte sie in Tabellen. Die Lehrerin wurde aufmerksam auf seine neugierigen Ohren. So wie vor drei Jahren an der Hochschule für Musik Karlsruhe Markus Hechtle und Wolfgang Rihm, bei denen Ferrum heute studiert. Ums Haar hätte er Innenarchitektur studiert, weil er dachte, für ein Musikstudium müsse man Kla-

vier und Partiturspiel beherrschen. Stimmt nicht.

Acht Werke hat Ferrum bisher komponiert, die er veröffentlicht wissen will. Mehr nicht. Er brauche viel Zeit, sagt Ferrum. Auch für ihn gelte, was einmal der Komponist Brian Ferneyhough bei den Darmstädter Ferienkursen für Neue Musik zu einem Schüler sagte, der seine Partitur vorlegte und sie nicht erklären konnte: „Du musst doch wissen was du da tust. Du kannst nicht einfach so schreiben. Du bist nicht Rihm!“ Ferrum lacht. „Die Leute funktionieren nicht wie Rihm, der permanent produziert. Ich am wenigsten“, sagt er. „Ich brauche viel Zeit, und das ist ein Problem vor allem wegen meines Stundenplans und den Kursen, die ich besuchen muss. Eine Stunde Pause genügt nicht, um mich wieder in die Materie einzufinden und weitermachen zu können.“ Und das Weitermachen dauere Stunden, Tage. „Manchmal sitze ich ewig vor nur einem

geholt. „Alice im Wunderland“. Der Bogen eines Streichers wird inszenatorisch zum Schwert, das am Hals der Sängerin an den Stimmbändern streicht, ihr bildhaft das Genick bricht. Das musikalische Element seiner Komposition habe die Jury überzeugt. Ferrum musste mit eigenem Ensemble anreisen, das Stück wurde in Berlin hörend bewertet. „Das ist super“, findet Ferrum. Denn nur anhand einer Partitur könne man ein Stück nicht wirklich beurteilen. In der Tat muss man hören, wie Streicher durch den Seagull-Effekt rutschen und Intervalle zu flimmern beginnen. Wie die Stimmgabel auf eine falsche Tonhöhe lockt. Dass das Wort „brilling“ mit sehr vielen „rrrrr“ wie Glitter klingt. Der Künstlername ist kein Zufall: Ferrum mag Metalle wie Gold, Silber, Eisen (lateinisch „ferrum“), die glänzen wie die Sneaker, an denen man diesen Komponisten mit dem Sinn fürs Ästhetische erkennt. Isabel Steppeler

Neu im Kino

Spektakulär

„Black Panther“ (City Universum, Filmpalast): Das ist mal was Neues: In einem Kinofilm aus Hollywood, einem megateuren Blockbuster, kommen in mehr als zwei hochgradig spannenden, spektakulären und unterhaltsamen Stunden nur zwei weiße Schauspieler vor. Als Superheld mag die Titelfigur (Chadwick Boseman, Foto: dpa) nicht der aufregendste Typ sein, aber der Mensch hinter der Raubtiermaske ist eine der spannendsten Figuren im Kino-Universum des Marvel-Konzerns. T'Challa heißt der Mann eigentlich und soll nach dem Tod seines Vaters in „The First Avenger: Civil War“ (2016) den



C. Boseman

Königsthron in Wakanda bestiegen. Dieser hochmoderne Staat in Afrika ist ein Land unter einer Tarnkappe und konnte sich dank des Supermetalls Vibranium ungestört vom Rest der Welt entwickeln. Doch nun gibt es zwei Bedrohungen: Der weiße Waffenhändler Ulysses Klaue (Andy Serkis) und der in Wakanda geborene Killmonger (Michael B. Jordan) wollen das Vibranium stehlen. Der eine, um sich zu bereichern, der andere um der schwarzen Weltbevölkerung eine Waffe im Kampf gegen die Unterdrückung zu geben.

Das intelligente Drehbuch von Joe Robert Cole und Regisseur Ryan Coogler diskutiert vieles, was in Amerika (und anderswo) aktuell ist. Bemerkenswert ist die lässige Beiläufigkeit, mit der Regisseur Ryan Coogler den wichtigen Themen den gebührenden Platz einräumt, ohne sie überstrapazieren. Mit visueller Fantasie und gestalterischem Witz macht er den Film trotzdem zu einem unterhaltsamen Blockbuster. Aber eben einer, der sich aus der Masse abhebt und nicht zuletzt durch starke Frauenfiguren utopisch zeigt, was in der Welt alles möglich ist. Im Filmpalast ist das Spektakel auch im speziellen Imax-Format zu erleben. tsch

Pädagogischer Orkan

„Die Grundschullehrerin“ (Schauburg): Fast hätte ein Mann die Hauptrolle in Hélène Angels vierstem Kinofilm gespielt. Dann fand die Regisseurin mit Sara Forestier die perfekte Besetzung. Als Pädagogin Florence Mautret wirbelt Forestier wie ein Orkan durch diese Tragikomödie, bis ihrer Figur die Luft ausgeht.

Florence atmet ihren Beruf, worüber sie ihr eigenes Leben und das ihres Sohnes Denis (Albert Cousi) vergisst. Wenn sie sich für ihre Schüler, etwa Problemkind Sacha (Ghilla Bendjoudi) aufopfert, tänzelt die Musik, rückt die Kamera dicht heran, fährt der Geräuschteppich hoch. In all dem Gewusel bewahrt sie stets Ruhe. Mit Mathieu (Vincent Elbaz), der sich Sacha annimmt, bahnt sich derweil eine charmant ungelene Romanze an.

Dennoch ist das Ganze kein Wohlfühlfilm. Abseits der beruflichen Freuden erzählt Hélène Angel den Druck, die schlechte Bezahlung, das marode System stets mit. Am Ende ist Schule bei ihr aber doch mehr Befreiung als Gefängnis. stra

Öde Odyssee

„Wer ist Daddy?“ (Filmpalast): Wer wissen möchte, woran viele Hollywood-Komödien derzeit krank sind, ist in Lawrence Shers Regiedebüt genau richtig. Bereits 2015 gedreht, wurde der Kinostart in den USA zweimal verschoben. An der soliden Grundidee liegt es nicht. Als sich die zweieiigen Zwillinge Peter (Ed Helms) und Kyle (Owen Wilson) auf die Suche nach ihrem Vater machen, beginnt eine Odyssee. Denn ihre Mutter Helen (Glenn Close) führte in den wilden 70ern über ihre Bettgefährten kein Buch. Und so klappern die ungleichen Brüder einen potenziellen Erzeuger nach dem anderen ab.

Trotz hochkarätiger Darsteller kommt „Wer ist Daddy?“ nie richtig in Schwung. Die Dialoge sind zäh, die Pointen flach. Das Timing ist miserabel, das Schauspiel hölzern. Ed Helms und Owen Wilson geben einmal mehr den Spießherren und den Sonnyboy – da gähnt man schnell mehr als man lacht. stra

Furiöses Punk-Urgestein

Charlie Harper und die „UK Subs“ in der Hackerei

Punk ist tot – es lebe der Punk! Zumindest wenn es nach den UK Subs geht. 1977 als „The Subversives“ gegründet und kurz darauf, durch die Hitsingle der Sex Pistols „Anarchy In The UK“ beeinflusst, in „UK Subs“ umbenannt, hält Frontmann Charlie Harper seit über vier Jahrzehnten den Punk höchstpersönlich am Leben. Das Urgestein ist die Konstante der Band und der einzige, der noch aus dieser Aufbruchs-Ära stammt, der Zeit der Debütalben der Ramones, der Sex Pistols oder von The Clash.

Das besondere an den UK Subs ist diese Langlebigkeit. Charlie Harper ist mittlerweile 73 Jahre alt und liefert sich damit ein Fernduell der Rock-Opas mit Mick Jagger. Neben ihm wechselten die Bandkollegen über die Jahre mitunter im Monatsrhythmus. Als die Subs auf der Bühne in der Alten Hackerei stehen, ist beispielsweise Steve Straughan mit von der Partie – als bereits 23. Gitarrist der Band. Alvin Gibbs am Bass und der jüngere Jamie Oliver an den Drums komplettieren das Quartett. Ihre Clubtour ist, nach eigener Aussage, die „beste Tour aller Zeiten“. Mit diesem Selbstverständnis traten sie in Karlsruhe auf die Bretter und starteten so furios, dass sich die Soundanlage überschlug und zu dröhnen begann. Hohes Tempo, laut und direkt. Es lebe der Punk!

Im Laufe der Zeit haben die UK Subs viele Metamorphosen durchlaufen und

stehen heute als relativ solide Tourband da. Exzesse vor und nach den Konzerten wie früher, als schon mal ein Fernseher aus dem Hotelzimmer flog, gibt's nicht mehr. Schon allein, weil das mittlerweile gar nicht mehr möglich ist: „Die Dinge sind ja alle fest an der Wand verschraubt“, beklagt sich Harper mit einem Augenzwinkern.

Überhaupt kommen einem die UK Subs im besten Sinn wie aus der Zeit gefallen vor. Gerade Harper versprüht die Faszination eines Rock-Fossils. Mit seiner nach 40 Jahren Kippen und Whiskey klingenden Stimme begibt er sich zwischen den Songs in der vollbesetzten Hackerei in den Smalltalk mit dem Publikum und bedankt sich für das lokale Bier mit Grapefruit-Geschmack, das seine „Stimme noch besser mache“.

Kraftvolle Songs wie „Stranglehold“ oder „Rockers“ brachten den Club zum Beben. Energiegeladen feuerte Harper Zeile für Zeile in die Menge. Dazwischen immer wieder steile Gitarrensolis und das Trommelfeuer des Punk-Nesthäkchens Oliver. Die Meute zappelte und feierte die Band von der ersten bis zur letzten Note. Eine große Party, bei der es mitunter schwer fiel, die ineinander übergehenden Songs zu unterscheiden. Der Sound ist eingängig und wuchtig, die Texte mal politisch, mal beliebig. Egal, Zeit für Pogo – Punkrock-Herz, was willst du mehr! Torben Halama

„Locas in Love“ kommen ins Jubez

Als „reduzierten Bombast“ bezeichnete die Kölner Band „Locas in Love“ (mit Wurzeln in Pforzheim und Mühlacker) ihren Stil, als vor zehn Jahren ihr zweites Album „Saurus“ erschien und von Kritik wie Publikum gefeiert wurde. Diese Ästhetik zwischen leisen Momenten und großen Gesten hat sich durch ihre weitere Geschichte gezogen, und zum runden Geburtstag der Platte blickt die Formation zurück: „Saurus“ gibt es Jubiläums-Neuaufgabe auf Vinyl, und die Tour hierzu führt die Band am Freitag, 16. Februar, ins Jubez am Kronenplatz. Beginn: 20.30 Uhr. BNN



ERSTE PREISTRÄGERIN der neuen Auszeichnung „Hash Award“ wird Marloes de Valk, die Strategien zur Manipulation der öffentlichen Meinung untersucht hat. Foto: pr

Neuer Netzkunstpreis

„Hash Award“ wird im ZKM-Medientheater verliehen

Für eine Arbeit über die Mechanismen und Zusammenhänge von Propaganda, Fake News und Klimawandel erhält die Netzkünstlerin Marloes de Valk an diesem Donnerstag, 15. Februar, im Zentrum für Kunst und Medien (ZKM), den erstmals vergebenen Netzkunstpreis „Hash Award“. Der neue Preis wird gestiftet von ZKM und der Akademie Schloss Solitude und ist mit 8000 Euro dotiert. Der „Hash Award“ soll als Produktionspreis die Umsetzung eines herausragenden Netzprojektes ermöglichen, teilen die Veranstalter mit.

Marloes de Valk befasst sich in ihren künstlerischen Arbeiten, die von Computerspielen über Installationen bis zu Publikationen reichen, unter anderem mit Überwachungstechnologien und künstlicher Intelligenz. Während einer vierwöchigen „Web Residency“ im Jahr 2017 zum Thema „Kunst & Whistleblowing“ untersuchte sie die Strategien von Industrie und Politik zur Manipulation öffentlicher Meinung sowie die Rol-

le der Medien anhand von PR-Kampagnen der 1980er Jahre in den USA.

Insgesamt gab es in den vergangenen zwei Jahren 22 „Web Residencies“ – Arbeitsstipendien mit virtueller Vernetzung – für Bewerberinnen und Bewerber aus den Bereichen Kunst, Design, Technologie und Wissenschaft, die künstlerische Antworten auf Entwicklungen in Technologie und

Gesellschaft eingereicht hatten. Acht dieser „Residents“ treffen sich anlässlich dieser Preisvergabe nun im realen Raum: Im Vorfeld der Preisvergabe sollen zwischen 15 und 18 Uhr die Themen und wichtigsten Fragestellungen des Programms mit Präsentationen und Performances vorgestellt werden. Auf 19 Uhr ist dann die Preisverleihung an Marloes de Valk durch die Jurorin Marissa Olson angesetzt. ja

Termin

„Hash Award“ im ZKM-Medientheater: Donnerstag, 15. Februar, 19 Uhr, Eintritt frei. – www.zkm.de

Der Tipp

Wer's gern heftig auf die Ohren bekommt, hat heute die Qual der Wahl: Mähneschütteln beim Metal von Kvelertak im Substage (20 Uhr)? Oder Punk-Pogo bei Smile & Burn eine Etage höher im Substage-Café (20 Uhr)? Oder Headbängen beim Hardcore von Miss May I ab 19 Uhr im Club „Stadtmitt“? So oder so: Immer gut den Nacken lockern, sonst tut's morgen weh ... ja